

Insgesamt bietet die Publikation zahlreiche neue Erkenntnisse in allen Einzelbeiträgen. Sie stellt eine für die archäologische Erforschung des mittelalterlichen Schleswig ebenso wichtige wie für die Erforschung mittelalterlicher christlicher Begräbnisplätze weiterführende Arbeit dar.

D-72070 Tübingen
Schloß Hohentübingen

Barbara Scholkmann
Institut für Ur- und Frühgeschichte
und Archäologie des Mittelalters
E-Mail: barbara.scholkmann@uni-tuebingen.de

MAUREEN CARROLL-SPILLECKE, Die Untersuchungen im Hof der Neuen Universität in Heidelberg, Tiefgarage der Universitätsbibliothek. Mit Beiträgen von Mostefa Kokabi und Manfred Rösch. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Heft 20. Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1993. DEM 55,— (€ 28,12). ISBN 3-8062-1115-9. 184 Seiten mit 100 Abbildungen und 5 großformatigen Beilagen.

Die hochmittelalterliche Kernstadt von Heidelberg lag zu Füßen des Burgbergs, zwischen diesem und dem Neckar in einem keilförmigen, ca. 900 m langen Gelände eingeeengt. Als eine Stadterweiterung nötig wurde, entstand 1392 westlich daran anschließend eine neue Vorstadt. An dieser Nahtstelle, zudem noch unmittelbar hinter der Südwestecke der ehemaligen Stadtmauer und somit innerhalb der Gründungstadt, befand sich bis in jüngste Zeit ein noch unbebautes Grundstück, nämlich der Innenhof der Neuen Universität. Es lag direkt neben dem noch einzigen erhaltenen Stadtmauerturm, dem sog. Hexenturm, und überdeckte z. T. den Bereich des ehemaligen Augustinerklosters. Als dieses somit stadtopographisch hervorragend gelegene, ca. 2250 m² große Gelände zur Errichtung eines Tiefmagazins der Universitätsbibliothek ausgehoben werden sollte, war die vorherige archäologische Erforschung zwingend geboten. Sie wurde vom 1. September 1986 bis 30. September 1987 unter Leitung der Autorin durchgeführt. Dabei konnte der Innenhof mit Ausnahme von Teilbereichen untersucht werden.

Während das Altsiedelgebiet des Neckarschwemmkessels Besiedlungszeugnisse fast aller Epochen vom Neolithikum bis in die Karolingerzeit aufweist, ist der Bereich der Heidelberger Gründungstadt nur mangelhaft erforscht. Mit der Grabung war somit eine ganze Reihe stadthistorischer Fragestellungen verknüpft. Insbesondere war zu fragen nach Spuren vor-mittelalterlicher Besiedlung, nach einer mittelalterlichen Vorgängersiedlung der 1196 erstmals erwähnten Ansiedlung, nach der städtebaulichen Entwicklung bis zur Niederlassung der Augustiner mit dem 1279 erstmals bezeugten Kloster sowie nach der anschließenden Nutzung des Grundstücks durch dieses Kloster. Nach 1217 belegen Urkunden den Ortsnamen, die Burg sowie die Stadt und deren Bürger, 1225 wurde der Wittelsbacher Ludwig vom Bischof Heinrich von Worms mit Burg und Ortschaft Heidelberg belehnt. Jedoch ist es historisch wahrscheinlich, daß schon Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen (1165–1195) Heidelberg als Wormser Lehen erhalten hatte, so daß die Anfänge von Burg und Siedlung in der zweiten

Hälfte des 12. Jahrhunderts liegen dürften. Aufgrund der Lage der älteren Peterskirche außerhalb der Kernstadt ist zudem eine schon salierzeitliche Ansiedlung vermutet worden. Nach Stadtansichten des 17. Jahrhunderts (Merian 1620) war das Grabungsgelände in jener Zeit frei von Bebauung, und jüngere Pläne und Ansichten nährten die Hoffnung, daß das Gelände auch nach dem großen Stadtbrand von 1693 weitgehend unbebaut geblieben war, so daß mit intakten archäologischen Zeugnissen gerechnet werden durfte.

Bis auf wenige Spuren spätlatènezeitlicher Siedlungsaktivitäten und eine geringe Zahl römischer Keramik, die wohl als verlagert anzusehen ist, setzte die Menge des Fundmaterials erst in hochmittelalterlicher Zeit ein. Die Siedlungsstratigraphie ließ sich – insgesamt überzeugend – in fünf Phasen einteilen. Die absolute Einordnung erfolgte anhand des Fundmaterials sowie von Schrift- und Bildquellen. Innerhalb der Baugrube wurden zwei große Grabungsflächen untersucht: Bereich A im Westen und Bereich B im Süden. Die einzelnen, gut dokumentierten Befunde daraus werden ausführlich vorgestellt (S. 25–36). Die verwendeten Kürzel werden zwar nicht erklärt, lassen sich aber anhand der Beilagen leicht erschließen (AIGr2 = Bereich A, Phase I, Grube 2). Insgesamt ist die Befunddokumentation komprimiert, aber zugleich klar und detailliert und mit den entsprechenden Plana- und Profilzeichnungen gut und leicht nachvollziehbar dargestellt.

Aus der stratigraphischen Abfolge, die durch Brand-, Schutt- und Planierschichten gliedert bzw. korrelierbar ist, ergibt sich in Verbindung mit datierendem Fundmaterial die Siedlungsgeschichte im Bereich des Innenhofes der Neuen Universität. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts (Phase I), somit zur Zeit der Ersterwähnungen Heidelbergs, standen hier zwei Gebäude auf Steinsockeln. Ihnen lassen sich diverse Gruben und ein Erdkeller zuordnen. Zum Beginn der zweiten Phase wurde diese Siedlung eingeebnet. Anlaß hierzu war offenbar die planmäßige Stadtgründung, da die neue Befestigungsmauer (Beilage 2, Befund 10) die Gruben der älteren Phase überlagert. Die Stadtmauer wird erstmals 1235 urkundlich erwähnt, könnte aber aufgrund einer weiteren Urkunde (*munitiones*) vielleicht schon vor 1225 existiert haben. Die Autorin führt auch die Keramik als Beleg für den Wechsel von Phase I zu Phase II im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts an, wobei diese genaue Datierung der Keramik vielleicht durch die Kenntnis der historischen Daten beeinflusst ist. Demzufolge mußte es sich bei der ersten Phase, die bereits mit dem Namen Heidelberg belegt wird, noch um die weilerartige Burgsiedlung gehandelt haben. Zur Phase II gehören die zeitlich aufeinanderfolgenden Pfostenbauten X und Y, denen ein Schwellbalkenbau auf Unterlagsteinen folgte, der wiederum ausweislich der Keramik im späten 13. Jahrhundert abbrannte. Es folgten Gebäude auf Steinsockeln mit Fachwerkoberbau, die durch Kachelöfen beheizt wurden. Nach Aussage von kurz vor der Jahrhundertwende einsetzenden Fundmünzen gelangte das Gelände offenbar spätestens um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert in den Besitz des Augustinerklosters. Das Grabungsareal wurde in der Klosterzeit (Phase III) als durch Terrassierungsmäuerchen gegliedertes Gartengelände genutzt, dem die ältere Bebauung komplett weichen mußte. Erst im Laufe der Zeit expandierten die Klosterbauten bis in diesen Bereich, wie zwei unterkellerte Bauten und eine Latrine zeigen. Phase IV beginnt mit der Übernahme des Geländes durch die Universität nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, wobei die Klosterbebauung beibehalten, teilweise später ergänzt wird. Der Stadtbrand von 1693 markiert den Wechsel zu Phase V, die nicht mehr behandelt wird.

Im anschließenden Kapitel 3 werden die Einordnung und Deutung der Bauten vertieft und mit überregionalen Parallelen verglichen. Bemerkenswert ist, daß die frühesten nachgewiesenen Bauten der Phase I (Burgweilerphase) für ihre Zeit repräsentative Steinbauten waren, die Existenz einer *domus lapidea* oder einer *turris* (Mauerfundament 9) liegt nahe. Die

gehobene soziale Position der Bewohner dieses zudem in unmittelbarer Nähe der Peterskirche gelegenen Komplexes wird durch Ofenkachelfunde unterstrichen. Es könnte sich durchaus um Ministeriale oder Patrizier gehandelt haben, wie sie in Diensten des Pfalzgrafen Konrad (1156–1195) zu erwarten waren. Die wohl in die Zeit nach der Stadtgründung in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts einzuordnenden, teilweise über den Ruinen der Vorgängersiedlung errichteten Bauten sind qualitativ deutlich niedriger anzusetzende Holzbauten, zunächst einfache Pfostenbauten (Speicher?), wobei sich anschließend eine nun geradlinige Entwicklung über Ständerbauten auf Schwellbalkenkonstruktionen hin zu Steinbauten des 14. und unterkellerten Bauten des 16./17. Jahrhunderts abzeichnet. Nach der – aufgrund eines entsprechenden Befundes erst nach 1400 – einzuordnenden Anlage der Augustinergasse wurde offenbar auch die Parzellierung geändert. Insgesamt läßt sich eine überzeugende Verbindung zwischen historischen und bildlichen Quellen einerseits sowie archäologischen Befunden andererseits aufzeigen, wobei letztere wichtige zusätzliche Aspekte zur Stadtgenese und Bebauung liefern können.

Grundlegend für diese Korrelation zwischen Schriftlichkeit und Archäologie ist aber die richtige zeitliche Einordnung dieser Befunde. Sie erfolgt über die Funde, wie in Kapitel 4 dargelegt wird. Mit Ausnahme weniger spätlatènezeitlicher und römischer Exemplare ist dies mittelalterliches Material, wobei wie üblich die Keramik dominiert. Heidelberg liegt im Kontaktbereich zweier Keramikzonen, nämlich der Süddeutsch/Württembergisch/Oberrheinischen einerseits und der des Rhein-Main-Gebietes andererseits. Zumindest erstere ist mittlerweile durch verschiedene Arbeiten (bes. U. GROSS, *Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb*. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalter Baden-Württemberg 12 [Stuttgart 1991]) zusammenfassend dargestellt worden.

Die Keramik wird anhand ihrer stratigraphischen Lage und durch den Vergleich mit anderen Fundkomplexen datiert, wobei ersteres nicht ganz unproblematisch ist, da insbesondere im städtischen Bereich auch im stratifizierten Material grundsätzlich mit erheblichen Verlagerungen zu rechnen ist. Vergleiche und statistische Analysen sind somit ein wichtiges Korrektiv und werden von der Autorin auch berücksichtigt. Von den 4257 Keramikfragmenten stammt der größte Anteil (95,6 %) aus stratigraphisch gesicherten Komplexen. Die Autorin unterteilt die Warenarten nach einer eigenen Nomenklatur, was methodisch zwar korrekt ist, aber nicht zur Entzerrung der zahlreichen, die Vergleichbarkeit erschwerenden Nomenklaturen beiträgt.

Den überwiegenden Teil nimmt die reduzierend gebrannte, graue Drehscheibenware ein (zus. 2705 Scherben). Hier werden allerdings verschiedene, auch in der bisherigen Literatur oft unterschiedlich bezeichnete Warenarten zusammengefaßt. Unter Einbeziehung bereits eingeführter Begriffe, die teilweise chronologische Vorstellungen, teilweise technische Merkmale implizieren, unterscheidet die Autorin die drei Untergruppen „Ältere grautonige Drehscheibenware“, „Nachgedrehte Ware“ und „Jüngere Drehscheibenware“. Die jeweiligen Warenarten sowie ihre üblichen Gefäß-, Rand- und Bodenformen werden kurz vorgestellt. Dabei erweist sich als problematisch, daß die eigentlich eine eigene Warengruppe bildende, stark glimmerhaltige Ware (sog. „Vorspessartware“) auch noch unter Ware A, quasi als vierte Variante, subsumiert wird. Bei der anschließenden genaueren Behandlung der Gefäß-, Rand- und Bodenformen (Abb. 79,9–88,4) der Warengruppe A werden diese vier Varianten nicht berücksichtigt, auch über den Kurzkatalog sind sie nicht zu erschließen. Allerdings ist bei den nur als Randstücken erhaltenen Exemplaren eine Unterscheidung zwischen gedrehter und nachgedrehter Ware häufig kaum möglich. Gefäß- und Randformen können somit nicht mit den Warenvarianten kombiniert betrachtet werden, was zum chronologischen Verständnis

und der damit verbundenen Nachprüfbarkeit der Datierung dienlich wäre. Hierzu müssen ohnehin die stratigraphischen Daten des Kataloges umständlich auf die Zeichnungen übertragen werden, die nach Formen, aber eben nicht stratigraphisch gegliedert sind. Ausführlich besprochen werden die Haupttrandtypen der Töpfe (Lippenrand, Kragleistenrand, wulstartiger Rand, Leistenrand); ihre chronologische Stellung ergibt sich aus der statistischen Verteilung innerhalb der Stratigraphie sowie durch die Heranziehung von Parallelen aus anderen datierten Fundplätzen. Es folgen Boden- und Verzierungsarten sowie weitere Gefäßtypen. Das Fehlen von Karniersrändern entspricht der nördlich gelegenen Keramikzone, während das Auftreten von Bügelkannen den südwestdeutschen Einflußbereich verdeutlicht. Die Behandlung dieser Warengruppe ist zwar systematisch aufgebaut, in manchen Punkten dennoch etwas unklar, die Heranziehung der zitierten älteren Darstellungen zum Verständnis häufig hilfreich.

Eine eindeutige Verbindung mit dem Rhein-Main-Gebiet stellen die folgenden beiden Gruppen B und C dar. Unter Gruppe B werden die steinzeugartig hart gebrannten Waren zusammengefaßt, wobei die Autorin die Gruppen I („Manganviolette Ware“) und II („Hessische Krausen“) unterscheidet. Die auch im Rheingau produzierte „Manganviolette Ware“ ist mit mehreren Böden und einer auf eine Kanne hinweisenden Ausgußstülle vertreten. Die abgebildeten Exemplare sind zwar unstratifiziert, ihre übliche zeitliche Einordnung entspricht aber der Lage der stratifizierten Exemplare in Phase II. Die sog. „Hessischen Krausen“ sind nur mit fünf Exemplaren (leider ohne Abbildung) aus einem Komplex um 1400 vertreten. Nur gering vorhanden ist die „Gelbtonige, getauchte Ware“ Gruppe C, darunter mehrere typische Krüge mit Fußplatte. Auch diese in Dieburg produzierte Ware wurde in den späten Abschnitten der Phase II und in Phase III gefunden, was ihrer üblichen Einordnung ins fortgeschrittene 14. und 15. Jahrhundert entspricht. Die in den schwäbischen Raum weisende „rotbemalte Feinware“ (Gruppe D) ist nur mit einem Bodenstück vertreten, das interessanterweise sekundär als Lämpchen genutzt und im Klostergarten (Phase III) gefunden wurde. Eindeutig um Import handelt es sich beim Steinzeug (Gruppe E), das immerhin mit insgesamt 86 Scherben vorkommt und sich gut zur Datierung eignet. Es setzt zögerlich mit Siegburger Ware des 14. Jahrhunderts in Phase II ein, der Anteil steigert sich dann mit salzglasiertem Steinzeug in Phase III und vor allem IV, wobei in letzterer auch schon im Westerwald produzierte Stücke vorkommen. Einen hohen Anteil hat die oxidierend gebrannte, glasierte Ware F (1407 Scherben). Bis auf eine vor 1400 datierte Nischenkachel setzt sie erstmals mit Henkelschüsseln in der Klosterlatrine des 15. Jahrhunderts ein, um dann besonders im 16.–17. Jahrhundert mit zahlreichen Gefäßtypen zu dominieren. Zur Vorsicht in der Stratigraphie gemahnen die 29 schon in Phase II und somit nicht in primärer Lage gefundenen Fragmente, die nach Darstellung der Autorin wohl durch spätere Erdarbeiten in die unteren Bereiche gelangt sind. Einige Kleingefäße und Sonderstücke vervollständigen das Bild. Insgesamt scheint die Anbindung der Keramik an die nördliche Einflußzone des Rhein-Main-Gebietes etwas stärker zu sein als der – allerdings ebenfalls deutliche – Einfluß der südwestdeutschen Zone.

Die Kleinfunde aus anderen Materialien spielen eine untergeordnete Rolle, runden das Bild aber ab. Die Glasfunde passen ins übliche Bild des späten Mittelalters. Die Masse der Funde lieferte die im Laufe des 15. Jahrhunderts aufgegebene Klosterlatrine. Sie enthielt auch zahlreiche bemalte Fragmente von Fensterglas, die offenbar die Klosterkirche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ausschmückten. Die verhältnismäßig zahlreichen erhaltenen Wellenhufeisen aus Phase I und der verlagerte, aber zeitlich hierzu gehörende Stachelsporn entsprechen durchaus dem für die adeligen Bewohner des turmartigen Steinbaues dieser Phase vorauszusetzenden gehobenen sozialen Niveau. Demgegenüber setzen sich eher die auf land-

wirtschaftliche Tätigkeit hinweisenden Eisenfunde dieser Phase, wie das Rebmesser und der Spatenrand, ab.

Zu den Funden aus organischem Material gehören mehrere Kämmе und Messergriffe. In das Klostermilieu paßt ein aus der Latrine geborgener Schreibgriffel. Diese lieferte auch zahlreiche Reste spätmittelalterlicher Schuhe sowie Holzgeräte, insbesondere Schalen. Zudem hatten sich dort einige Textilreste erhalten.

Die Ausführungen werden ergänzt durch einen Exkurs zum Hexenturm (Kapitel 5), es schließt sich der Kurzkatalog der Befunde und Funde an (Kapitel 6).

Kapitel 7 enthält die naturwissenschaftlichen Beiträge. Insbesondere wiederum die im 15. Jahrhundert genutzte Klosterlatrine lieferte auch zahlreiche Tierknochen- und Pflanzenreste. Die Tierknochen wurden von M. Kokabi bestimmt. Es dominierten Schwein bzw. Schaf/Ziege. Demgegenüber sind Rind und Huhn bzw. Gans unterrepräsentiert. Insgesamt entspricht das Fundmaterial auch in seiner prozentualen Zusammensetzung durchaus dem von spätmittelalterlichen Burgen. Eine neuzeitliche Grube (17. Jahrhundert) im Klostergarten diente offenbar zur Abfallentsorgung einer Schlachtereі. Die Pflanzenreste werden von M. Rösch ausführlich behandelt und mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen illustriert. Bei den Kultur- und Nutzpflanzen kommen verschiedene Arten von Getreide, Gartengemüse, Kulturobst, Gewürzpflanzen und wild gesammeltem Obst vor. Da es sich um Funde aus menschlichen Fäkalien und Hausabfällen handelt, überwiegen die Nutzpflanzen und die wild gesammelten Nahrungspflanzen gegenüber den sonstigen Wildpflanzen. Die beigemengeten Wildpflanzen sprechen für eine Herkunft des Getreides von Böden, wie sie der Neckarschwemmkegel oder der Kraichgau boten. Ein Vergleich der Funde aus der Klosterlatrine (15. Jahrhundert) mit den Pflanzenresten aus dem Auffüllmaterial des Kellers (17. Jahrhundert) läßt den Autor die Möglichkeit einer Verschlechterung des Lebensraumes in Erwägung ziehen – unter der Voraussetzung, daß die beiden Fundkomplexe für ihre jeweilige Zeit repräsentativ sind.

Den Abschluß bilden Verzeichnisse und Nachweise (Kapitel 8) sowie die Pläne, Befund- und Fundabbildungen.

Abschließend noch einige Bemerkungen zur Praktikabilität: Die als Beilagen beigefügten Abbildungen der Plana- und Profilzeichnungen hätten besser auch als Beilagen und nicht als Abbildungen bezeichnet werden sollen. Bei den Abbildungen des Fundmaterials wäre ein Hinweis auf die wichtige Phasenzuweisung und ggf. die genaue Warenart hilfreich gewesen. Bei den Abbildungsverweisen haben sich Fehler eingeschlichen: Auf S. 49 ist der Verweis bei den Lippenrändern auf Abb. 68 (=Profilzeichnung) falsch; die auf S. 65 genannte Abb. 98,29 gibt es nicht, statt dessen muß es Abb. 98,21 heißen.

Wie bei Stadtgrabungen üblich, lag eine verwirrende Zahl von Befunden vor, die nur ausschnitthaft zu erschließen sind. Daher macht sich der systematische und klare Aufbau positiv bemerkbar. Insgesamt liegt mit den Untersuchungen im Hof der Neuen Universität ein weiterer, wichtiger archäologischer Aufschluß zur Stadtgeschichte Alt-Heidelbergs vor.

D-55118 Mainz
Adam-Karrillonstraße 8

Reinhard Friedrich
E-Mail: Reinh.Friedrich@t-online.de